



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Missionsritt nach dem Ibisital.

Priester, könne und müsse ihm helfen; ich solle ihm nur sagen, was er zu tun habe, er sei zu allem bereit. . . .

Eine bessere Disposition konnte ich mir einfach nicht wünschen. Ich begann sofort meinen Unterricht, fast mich aber so kurz als möglich, denn der Kranke war sehr schwach und elend. Er hatte die Lungenschwindsucht im höchsten Grad, und sein Lebenslichtlein konnte jeden Tag auslöschen. Er merkte auf alles genau auf — nicht minder die protestantische Umgebung. — gab klare, präzise Antworten und stimmte allem bei. Nachdem ich ihm das Nötigste beigebracht hatte, richtete ich alles her, um ihn in die katholische Kirche aufzunehmen. Eine Kiste mußte als Altar dienen, darauf stellte ich ein kleines Kreuzifix und zwei brennende Kerzen. Dann zog ich Kochet und Stola an, nahm das Rituale zur Hand und sagte ihm in kleinen Sätzen, die er wortgetreu nachsprach, das Tridentinische Glaubensbekenntnis usw. vor und ließ ihm zum Schluß die Hand aufs Evangelium legen. Als Zeuge fungierte Albert, der Katechet. Die Beicht machte ich ihm durch Fragen tunlichst leicht, — hatte er mir doch schon zuvor alles frei und offen gestanden, — dann wiederholte ich bedingungsweise die heilige Taufe und spendete ihm ebenfalls bedingt die Absolution. Wer war nun glücklicher, als unser Josef Aaron! Er fühlte sich frei von Sünden, war ein Kind der heiligen katholischen Kirche und sah nun getrost seinem Ende entgegen.

Es war schon ziemlich spät geworden, bis alles fertig war, und es war für mich und Albert hohe Zeit, an die Rückkehr zu denken, wenn wir vor Einbruch der Nacht wenigstens aus den schlimmsten Löchern und Schluchten heil herauskommen wollten. Ich nahm von Josef Aaron, der mir herzlich dankte, Abschied; es war auf Nimmerwiedersehen. Sechs Tage darauf stand seine Seele schon vor dem ewigen Richter. Möge, so hoffe und wünsche ich, ein gnädiges Gericht über ihn ergangen sein! R. L. P.

Herzenseinfalt unserer Kaffern.

Vor nicht gar langer Zeit war hier in Centocow eine Beerdigung, bei der sich auch viele Heiden einfanden. Unter den Leidtragenden war nun auch ein altes Männchen, das noch nie unsern Gottesacker gesehen hatte. Während nun das übrige Volk um das Grab herumstand und Zeuge war, wie der Priester Leiche und Grab einsegnete, schaute der hochbetagte Mann unverwandten Blickes zu dem Kreuzifix hinauf, das in der Mitte des Friedhofes steht.

Lange, lange betrachtete er den schmerzlicherwunden Leib des Herrn am Kreuze, der da so grausam mit Händen und Füßen am Kreuzesbalken angenagelt war. Endlich wandte er sich an den neben ihm stehenden Bruder Eduard mit der Frage: „Warum gebt ihr denn dem armen Manne, der da oben hängt, kein Essen? Sein Leib ist ja schon ganz abgemagert und eingefallen; der muß großen Hunger haben!“

Der Bruder bemüht sich nun, dem guten Manne begreiflich zu machen, daß das, was er sehe, kein lebender Mensch, sondern nur das Bild unseres göttlichen Erlösers sei, das kein Essen benötige. Der Heide schaute ihn mit großen Augen an; er konnte es lange nicht fassen und meinte immer wieder, das Bildnis lebe und bedürfe dringender Nahrung. —

Ein anderesmal wollte man gelegentlich einer photographischen Aufnahme auch das Bild einer heidnischen Frau haben. Anfangs stellte sich die betreffende Per-

son ruhig und harmlos unter die übrige Gruppe. Da fällt ihr auf einmal ein, daß sie, die erst kürzlich von einer längeren Krankheit genesen war, noch recht mager und entkräftet sei. Flugs eilt sie mit der Frage auf mich zu: „Schwester, sag' mir, werde ich immer so hager und elend bleiben, wenn ich mich jetzt in diesem Zustande photographieren lasse?“ — Auf die wiederholte Versicherung hin, daß sie trotzdem wieder gesund und stark werden könne und daß das kränkliche Aussehen auf dem Bilde gar keinen Einfluß auf ihre Gesundheit haben werde, beruhigte sie sich endlich und ließ sich mit den übrigen photographieren. —

Bei Gelegenheit einer größeren Tauffeierlichkeit fragte man ein Kaffernweib, welcher neuen, christlichen Namen sie sich wünsche. Die prompte Antwort war: „Oberin“. Sie hatte nämlich bemerkt, daß eine der Schwestern immer mit diesem Namen angedeutet werde und daß sie sogar einen gewissen Vorzug vor den übrigen habe und allerlei anordnen und kommandieren dürfe. Das imponierte ihr, und deshalb wollte sie ebenfalls so heißen. Da gab es nun eine lange Auseinandersetzung, um der guten Frau halbwegs begreiflich zu machen, daß das Wort „Oberin“ nur ein Titel, nicht aber der Name einer himmlischen Schutzpatronin sei. Zuletzt ging ihr doch ein Lichtlein auf, und sie wählte sodann den Namen Eugenia.

Ein altes Mütterchen wurde vor der Taufe ebenfalls gefragt, welcher schönen Namen sie sich ausgewählt habe. Sie erwiderte: „Ich möchte Koletta heißen; aber nicht den Namen unserer schwarzen Koletta habe ich mir ausgewählt, die ein bloßes Mädchen in eurem Marienhaus ist, sondern den Namen der Schwester Koletta, der Mutter des Marienhauses“. Alle Versuche, sie aufzuklären, nutzten nur wenig; sie sagte heute noch, sie heiße Koletta, aber keineswegs wie das schwarze Marienhausmädchen, sondern Koletta, wie die weiße Schwester.

Ein Missionsritt nach dem Ibisital.

Gmaus, 15. Juli 1910. — Letzten Sonntag sollte ich im Ibisital, in einer dem hl. Franz Xaverius geweihten Außenstation, die hl. Messe lesen. Ich wollte den kürzesten Weg wählen, da ich mich aber zwischen den endlosen Bergen und Schluchten verirrt, wurde er für mich der längste. Es ist überhaupt hierzulande nicht ratsam, vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, es sei denn, man kenne jeden Weg und Steg ganz genau.

Zum Glück traf ich nach längerem Umherirren einen Mann, der mir die gewünschte Auskunft geben konnte. Ich kannte ihn gut; er ist noch ein Heide, hat aber doch schon mehrere seiner Kinder bei uns taufen lassen; auch hatte ich eine seiner Frauen, die sich in letzter Stunde bekehrt hatte, begraben. Er war heute im Sonntagstaat, d. h. er hatte Schuhe an, eine neue Hose und einen Soldatenmantel und hatte um den Kopf ein neues Tuch gewunden. Damit glaubte er den Tag des Herrn genügend gefeiert zu haben. Auf die Frage, weshalb er nicht in die Kirche, zur Predigt und zum sonntäglichen Gottesdienste gehe, erwiderte er, dazu sei er noch viel zu jung, auch habe er dazu gar keine Zeit, weil er auf seine Ochsen und Ziegen aufpassen müsse. Lektüres war die reinste Lüge, denn er war nur deshalb auf eine Bergeshöhe hinaufgestiegen, um von dort aus eine schöne Umschau halten und ausklügeln zu können, wo etwa ein Biergelage stattfände, bei dem er sich gütlich

tan könnte. Nun, zur rechten Zeit wird der Herr diesen Kunden schon in seine Schule nehmen.

Mir wies er übrigens den rechten Weg, so daß ich um 10 Uhr vormittags, also gerade zur rechten Zeit beim bezeichneten Missionskirchlein ankam. „St. Kaverius“ hat eine wunderschöne Lage, man genießt von dort aus eine herrliche Aussicht über die ganze weite Umgebung. Das Kirchlein selbst ist aus Basaltsteinen erbaut und mit Wellblech gedeckt. Auch für den Priester ist eine bescheidene Wohnung da, und ein Holzgerüste dient als provisorischer Glockenturm. Das Innere des Missionskirchleins sieht noch recht leer und ärmlich her; der Boden ist mit Ziegelsteinen ausgelegt. Die schönsten Stühle einer Kirche bilden übrigens fromme, andächtige Christen, und diese waren hier schon zu finden. In

Wagenrad oder einen Pflug usw. reparieren lassen könnte, ist eine große Missionsstation mit ihren verschiedenen Werkstätten ein großer Vorteil.

Nur eins vermüßte ich in jener sonst so hochromantischen Gegend: den Wald. In alter Zeit war ein großer Urwald da, doch infolge leichtsinniger Grasbrände ist er bis auf einige kümmerliche Nests zusammengechwunden. Der Kaffer weiß nichts von einem Waldschutz. Er hackt das schönste Bäumchen um, das ihm gerade taugt, und daß man auch für Nachpflanzung sorgen sollte, fällt ihm im Traume nicht ein. Durch Grasbrennen und Nutzholzen für Hüttenbau gehen alljährlich Tausende der schönsten jungen Stämme verloren. Solange da nicht die Regierung mit aller Strenge eingreift, ist auch keine Besserung zu hoffen.



Eine ungezogene Gesellschaft. Von Henriette Konner.

beträchtlicher Anzahl waren sie von allen Himmels- gegenden herbeigekommen; auch Katechumenen und mehrere Heiden waren darunter. Möglich, daß der eine oder andere von ihnen aus purer Neugierde in die Kirche kam, tut nichts, schon mancher hat auf diese Weise den Weg zum wahren Glauben gefunden. Die schwarzen Neuchristen sangen recht schöne, erbauliche Lieder, und ein Kaffernknabe aus Lourdes spielte auf dem Harmonium.

Hier in der Nähe ist auch ein schöner Wasserfall. Unser Gründer, der Hochw. P. Franz, dachte immer daran, ihn für eine elektrische Kraftanlage auszunützen. Jenseits des Flusses wohnt ein protestantischer Engländer, der uns auch ziemlich freundlich gesinnt ist. Vielleicht ist etwas Eigennutz dabei, denn für einen Farmer in solch' abgelegener Gegend, wo weit und breit keine Stadt und kein Flecken ist, wo er ein zerbrochenes

Unterhalb des Kirchenplatzes liegt dem Ibisflusse entlang eine beträchtliche Ebene, die, wenn urbar gemacht, ein vorzügliches Ackerland repräsentieren würde. Doch für uns selbst ist der Platz zu weit entlegen, und die Schwarzen scheuen die Mühe, einen Flußlauf zu regulieren und wildes Gras- und Sumpfland zu kultivieren. Sie begnügen sich einfach damit, weiter oberhalb einige kleine Felder auszuwählen und sie nach ihrer Art zu bestellen. Das kostet wenig Arbeit und trägt ihnen doch soviel ein, daß sie davon leben können. Es wird noch geraume Zeit brauchen, bis sich die Schwarzen zu höheren Ideen aufschwingen.

Gehet zu Joseph.

Von den vielen Gebetsanhörungen, welche uns neuerdings zuzogen, seien für diesmal folgende erwähnt: